

1 Huy stand in seinem Schlafzimmer, neben seiner Mutter Itu, die erschrocken auf die Spielsachen blickte, die so sorgfältig auf seinem Kinderbett aufgereiht waren. Obwohl es ein sonniger, hitzeflirrender Tag war, hatte der Luftzug, der durch das Fenster kam und eine Ecke von Huys Bettlaken anhob, noch etwas von der Kühle der vergangenen Nacht bewahrt. Huy bemerkte das nicht. Die Hände auf dem Rücken, starrte er trotziger seine Schätze an. Seine Mutter seufzte.

»Es muss etwas sein, das dir viel wert ist«, drängte sie ihn sanft. »Sodass der Gott merkt, dass es dir schwerfällt, es herzugeben.«

»Warum?«, platzte Huy heraus. »Warum muss ich ihm überhaupt etwas geben? Ich habe ihm noch nie etwas gegeben! Wir sind vorher noch nicht einmal zu seinem Haus gegangen!«

»Weil morgen der Jahrestag deiner Namensgebung ist. Das habe ich dir doch schon gesagt. Morgen wirst du vier Jahre alt, und du und ich und dein Vater werden zum Tempel von Chenti-Cheti gehen und ihm danken, dass du gesund und kräftig bist. Triff deine Wahl, Huy. Was ist mit deinen Farben?«

»Nein. Die habe ich von Onkel Ker und Tante Heruben bekommen. Sie wären böse, wenn ich sie weggeben würde. Oder haben sie mir neue mitgebracht?« Er sah seine Mutter fragend an. »Du wärst doch auch traurig, wenn ich nicht mehr malen könnte, oder?«

Die weiß getünchten Wände seines Elternhauses boten einen wunderbaren Malgrund für fette braune Nilpferde, gelbe Boote auf einem sattblauen Nil und Huys Selbstdarstellungen als Krieger mit einem Speer in der Hand. Huy hatte nicht die geringste Lust, auf dieses Vergnügen zu verzichten. Nein, die Palette musste zurück in seine Sykomorentruhe.

»Also gut.« Itus Stimme klang ein wenig missbilligend. »Dann etwas anderes.«

Huy überlegte. Was war mit dem Hund auf Rädern? Viele

Male hatte er ihn durch den Garten gezogen, und das hölzerne Tier hatte dabei die Schnauze gleichförmig geöffnet und geschlossen. Huy hatte dann immer dazu gebellt. Doch sein Vater Hapu hatte viele Stunden gebraucht, um den Hund zu schnitzen, und wäre sicher noch ärgerlicher als Onkel Ker, wenn er ihn verschenkte. Und spielten Götter überhaupt mit so etwas?

Damit blieben nur noch die Kegel, der Lederball und der Kreisel übrig. Bestimmt nicht der Kreisel. Ihn durch das Haus zu treiben und zu neuem Wirbeln zu peitschen, wenn er langsamer wurde, war sein liebster Zeitvertreib an endlosen, öden Sommernachmittagen. Und die Kegel. Es machte Spaß, mit ihnen zu spielen, doch das wurde auch schnell langweilig, weil die Holzkugel nie ganz gerade rollte. Sein großer Lederball hingegen verlangte jemanden, der ihn fing und ihm wieder zuwarf. Das bedeutete, dass ihm Mutter oder Hapsefa ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten. Nein, der Lederball also auch nicht. Chenti-Cheti würde das verstehen. Und als Gott könnte er der Holzkugel vielleicht sogar zu einer perfekt glatten Oberfläche verhelfen und dann die anderen Götter zum Kegeln einladen.

»Wenn es sein muss, dann gebe ich dem Gott eben meine Kegel«, sagte Huy. »Ich liebe meine Kegel wirklich, Mutter.« Er zerrte an dem Leinenbeutel in ihrer Hand. Itu ließ ihn ohne ein Wort los und ging aus dem Zimmer. Ebenso zufrieden wie schuldbewusst verstaute Huy die anderen Sachen wieder in der Truhe. Die sechs Kegel und den Ball stopfte er in den Beutel, den er auf dem Weg nach draußen bei der Tür ablegte.

Er war ein ziemlich verwöhntes Kind, der Augapfel der gesamten Familie. Trotz mehrfacher Bittgänge zum Tempel der Schwangerschaftsgöttin Tauret und zum Grab des mächtigen Imhotep, der, wenn er wollte, jedes Gebrechen heilen konnte, hatte seine Tante keine Kinder bekommen und schenkte nun ihre ganze Zuneigung dem kleinen Sohn ihres Schwagers. Huy verbrachte die Hälfte der Zeit auf dem großzügigen Anwesen, das seinem Onkel gehörte. Er zog es seinem Elternhaus vor, denn sein Onkel war ein berühmter Hersteller von Parfümen, die selbst der König trug, und folglich reich. Huys Vater Hapu hingegen versorgte nur die Pflanzen, die der Onkel und seine

Bediensteten auf wundersame Weise zu den Ölen verarbeiteten, die die Mächtigsten der Welt bedufteten.

Huy liebte seine Eltern mit der selbstsüchtigen Gedankenlosigkeit eines kleinen Kindes aufs Innigste, auf dem Anwesen des Onkels gab es allerdings immer etwas Neues zu entdecken oder zu tun, und es war nie so langweilig wie des Öfteren in Hapus ruhigem Heim. Huy war intelligent und neugierig und betrachtete sich als Mittelpunkt des Universums. Auf seinem Gesicht waren schon die Anzeichen künftiger Schönheit zu erkennen, und die Harmonie seines gesunden Körpers verlieh ihm unbewusst das Gefühl, unsterblich zu sein.

Der Garten lag still und leer in der Nachmittagshitze. Huy trottete am Fischteich vorbei und schenkte dabei nur der ungebändigten Segge an seinem Rand und den Terrassen für Zwiebeln, Salat, Knoblauch und anderes Gemüse einen kurzen Blick. Er wusste, dass sich die Fische bis Sonnenuntergang tief unten im dunkleren, kühleren Wasser verbargen und selbst die Frösche unter den großen Blättern der blauen Seerosen Zuflucht suchten, wo er sie leicht fangen und ihre angenehm kühlen Körper auf seiner Handfläche spüren konnte, ehe er sie vorsichtig wieder auf ihre Seerosenblätter setzte und beobachtete, wie sie empört in die Tiefe sprangen. Seine Mutter hatte ihm eingeschärft, den Fröschen mit Ehrfurcht zu begegnen. Doch er behandelte die Frösche ohnehin vorsichtig, denn er liebte sie. Ebenso liebte er es, bäuchlings auf zusammengepressten Salat- und Kohlköpfen und schlanken Lauchstangen zu liegen, die feuchte, glitschige Erde zu spüren, das Gesicht ganz dicht über das geheimnisvolle, stumme Leben in dem grünen Wasser zu halten und die namenlosen Wesen zu beobachten, die unter ihm schwammen und zuckten.

Mehr als einmal hatte Hapsefa ihn zurück auf das warme Gras gehoben und freundlich geschimpft. »Du tust dem Gemüse weh, junger Herr«, hatte sie gesagt. »Wenn du immer auf den Pflanzen liegst, sterben sie. Und was ist, wenn du in den Teich fällst und ertrinkst? Ich kann nicht die ganze Zeit auf dich aufpassen. Ich habe zu viele andere Dinge zu tun.«

An diesem Tag suchte er den Schatten der hohen Mauer auf,

die den Hausgarten von den weitläufigen Obstgärten und Beeten trennte, auf denen sein Vater und die Gärtner jene Pflanzen anbauten, die sein Onkel für die Parfümherstellung brauchte. Er setzte sich an die schützende Mauer und sammelte seine Tonsoldaten auf, die er am Tag zuvor im Gras liegen gelassen hatte. Der oberste Gärtner seines Onkels hatte sie für ihn gemacht, ein kleines Bataillon brauner Männer mit weiß bemalten Schurzen und gerippten Köpfen, um die kurzen schwarzen Perücken der Soldaten anzudeuten. Manche hielten Speere in Form geschnittener Zweige in den starren Händen, andere umklammerten Tonschwerter. Und alle trugen winzige Lederstückchen als Schilde. Am kostbarsten war der Soldat mit dem gelben Schurz und dem blauen Helm und der aufgerichteten Schlange an der Stirn. Das war der König höchstpersönlich, der mächtige Men-cheper-Re Thutmosis, der Dritte mit diesem edlen Namen, der mit seiner Armee sofort nachdem er den heiligen Thron eingenommen hatte, nach Retenu gezogen war und nicht geruht hatte, bis er ein Imperium für sein geliebtes Ägypten geschaffen hatte. Siebzehn Jahre hatte er die kleinen Königreiche im Osten mit Krieg überzogen, Länder erobert und ihnen Verträge diktiert, sodass beständig Tribut der braven Vasallen in die königlichen Schatzkammern floss und Ägypten allmählich reich wurde. Das war jetzt sechsundzwanzig Jahre her. Der Sohn der Sonne erlebte gegenwärtig sein dreiundvierzigstes Jahr als Gott und sein siebenzigstes Lebensjahr. Er residierte abgeschieden in seinem Palast weit im Süden in Weset, wo die Luft trocken und geruchlos war und die Wüste mit großen gelben Dünen direkt bis an die Felder am Fluss reichte. So hatte man es Huy jedenfalls erzählt. Ehrfürchtig stellte er die Figur des Guten Gottes hin und reihte seine Wachen hinter ihm auf. Der Feind versteckte sich in den nahegelegenen Büschen, doch mit seinen allmächtigen Ohren konnte der König sein Rascheln und Flüstern hören, und schon bald würde er ihn angreifen und in die Flucht schlagen.

Das Rascheln wurde lauter, und Huy, der bäuchlings im Gras lag und den Kopf auf Höhe seiner Armee hatte, wurde ärgerlich. »Ich weiß, dass du das bist, Ischat«, rief er. »Geh weg. Ich will heute nicht mit dir spielen.« Der Befehl wurde ignoriert.

Ischat kam zwischen den Büschen hervor und hockte sich neben Huy. Eine schmutzige kleine Hand griff nach einem von Huys Mannen. Huy schlug sie weg und setzte sich auf.

»Du kannst doch den König behalten«, sagt Ischat. »Los, Huy. Ich bin wieder ein General. Du kannst mir die Schlachtbefehle geben.«

»Nein.« Huy begann, die Spielzeugsoldaten einzusammeln. »Wenn du sie anfasst, werden sie schmutzig. Außerdem muss ich jetzt rein.«

»Musst du nicht. Du bist gerade erst rausgekommen. Ich habe auf dich gewartet. Warum willst du nicht mit mir spielen?«

»Weil du ein Mädchen bist und Mädchen keine Soldaten sein können«, sagte er boshaft. »Ich habe dich General sein lassen, und du hast alles falsch gemacht.« Er stand auf, und sie baute sich vor ihm auf: ein mageres Mädchen mit lehmverschmierten Knien und verfilztem schwarzem Haar.

»Ich weiß etwas, das du nicht weißt«, leierte Ischat in dem spöttischen Ton, der ihn immer wütend machte.

Huy zuckte mit den Achseln. »Das interessiert mich nicht. Du bist gerade erst drei, und ich werde morgen schon vier. Du weißt eine Sache, und ich weiß Unmengen.« Sie lächelte überlegen. »Dann sag es mir doch. Ich wette, es ist nichts Wichtiges.«

»Doch. Und es geht um dich. Wenn ich es dir sage, lässt du mich dann mit den Soldaten spielen?«

»Um mich?« Huy versuchte, sein plötzliches Interesse zu verbergen. »Wenn es etwas Tolles ist, darfst du General sein.«

»Versprochen?« Er nickte, und sie begann, die Grashalme aus dem Lehm zwischen ihren Zehen herauszuholen, um ihn warten zu lassen, während ihr Blick auf den Spielzeugsoldaten ruhte. »Ich habe gehört, wie meine Mutter es meinem Vater erzählte. Sie dachten, ich schlafe. Du wirst in eine Schule geschickt, Huy. Das ist der Grund, warum du morgen dem Gott ein Geschenk bringen sollst. Damit er auf dich achtet, während du weg bist.«

»Du lügst, damit du mit mir spielen kannst, Ischat! Nur reiche Jungen gehen zur Schule.«

»Meine Mutter sagt, dein Onkel Ker wird es bezahlen.«

»Hapsefa ist eine Dienerin, und meine Mutter sagt, dass sie tratscht.«

»Geh und frag deinen Vater, wenn du mir nicht glaubst.« Sie nahm sich einen Soldaten. »Jetzt musst du mich mitspielen lassen. Du hast es versprochen.«

Wütend konnte Huy nur stumm nicken. Er riss ihr das Spielzeug aus der Hand und kniff sie heftig, ehe er es ihr wieder zuwarf. »Du kannst mitspielen, aber nur, weil ich es versprochen habe.«

Ischat rieb ihren Arm. »Jetzt gib mir einen General.«

Sie spielten mehr oder weniger friedlich, bis Hapsefa Huy für seinen Nachmittagsschlaf ins Haus rief. Ischat verschwand sofort Richtung Obstgarten, und Huy sammelte seine Soldaten ein. Er wollte nicht zugeben, dass er müde war. Doch nachdem er gewaschen war und in seinem Bett lag, konnte er nur noch überlegen, ob er nach einem Becher Wasser rufen sollte, ehe die einschläfernde Stille des Hauses ihn überwältigte.

Am Abend, als Huy in seinen Linsen rührte, erzählte seine Mutter seinem Vater, welches Geschenk Huy für Chenti-Cheti ausgesucht hatte. Die drei saßen auf Kissen um den großen, niedrigen Tisch, den Hapu aus Sykomorenholz angefertigt hatte. Durch die offene Tür waren Mücken in den Raum geflogen, in dem die kleine Familie sowohl zu essen als auch Gäste zu empfangen pflegte, und sirrten unter der Decke herum. Ein letzter, breiter Sonnenstrahl fiel auf den gestampften Lehm Boden. Huy nahm eine geröstete Knoblauchzehe, ließ sie in die Linsen fallen und zerdrückte sie mit einem Finger, während er nach unten schielte, um festzustellen, wie weit der Sonnenstrahl reichte. Würde er seine Haut berühren, dann würde ihn der Ärger seiner Mutter verbrennen. Oder der seines Vaters. Hapu, der beide Augenbrauen hochgezogen hatte, beobachtete ihn über den Rand seines Weinbechers hinweg.

Huy biss in ein Stück Melone. »Mit meinen Kegeln kann er mit den anderen Göttern spielen, wenn ihm langweilig ist«, verkündete er.

»Natürlich«, sagte sein Vater trocken. »Ich wusste gar nicht,

dass die Kegel einen so wichtigen Platz in deinem Herzen einnehmen, Huy. Der Gott wird zweifellos von deiner Selbstlosigkeit beeindruckt sein.« Huy konnte den schweren, süßen Sche-deh-Wein riechen, den sein Vater aus den eigenen Granatäpfeln herstellte.

»Bestimmt«, beeilte sich Huy zu sagen. »Kann ich bitte etwas von dem Wein haben, Vater?«

»Gib mir dein Wasser, ich werde ein bisschen dazugießen«, sagte Itu und nahm den Krug. »Und wisch dir den Mund ab, Huy. Dein Kinn ist voller Melonensaft. Magst du den Eintopf nicht? Wenn du ihn gegessen hast, kannst du frische Feigen haben.«

Das Sonnenlicht verschwand nur wenige Fingerbreit von Huys Füßen entfernt. Er schob die Linsenschüssel beiseite und trank seinen Becher leer. Er genoss den süß-sauren Geschmack des Weins. Dann wischte er sein Gesicht mit dem Leinentuch ab, das neben seinem Platz lag, und lächelte seine Mutter an. »Hapsefa hat viel Koriander in die Linsen getan«, erklärte er. »Davon läuft meine Nase. Feigen mag ich lieber.«

Sein Vater seufzte. »Itu, du verwöhnst ihn zu sehr«, sagte er, als seine Frau die Feigen zu Huy hinüberschob. »Und die Sache mit dem Geschenk ist der Gipfel. Huy, wir haben beschlossen, dich in die Schule zu schicken.«

»Das ist doch keine Art, ihm das zu sagen, Hapu!«, ereiferte sich Itu. »Wir wollten doch bis nach seinem Namensgebungstag warten.«

Hapu beugte sich vor. »Ich hätte ja gewartet, aber Huy verdient diese Rücksichtnahme nicht. Welches Geschenk hat unser Sohn als Dankopfer für sein Leben ausgewählt?« Er richtete sich auf. »Und für Gesundheit, eine rasche Auffassungsgabe, Menschen, die ihn lieben, ein Leben ohne Not. Etwas, das ihm nicht wichtig ist. Alle lieben ihn«, fuhr er sanft fort, als er sah, wie seine Frau blass wurde. »Ptah hat in deinem Leib ein Wunder geschaffen, Itu. Morgen wird mein Bruder Ker kommen, und auch Heruben, und sie werden einen ganzen Berg Geschenke für ihn mitbringen, nicht bloß, weil er vier wird, sondern auch, weil ihre Liebe zu ihm keine Grenzen kennt. Und ist er dankbar? Er

ist selbstüchtig und gierig geworden. Er nimmt alles als gegeben hin. Diese böse Saat darf nicht weiterwachsen.«

»Du und deine Pflanzen!«, fauchte Itu. »Es ist normal, dass ein kleines Kind die Dinge behalten will, die ihm Freude machen. Wir haben ihm die Bedeutung des Opfers, das er bringen soll, nicht klargemacht. Erklär es ihm, und er wird in sein Zimmer rennen und bereit sein, dem Gott stattdessen seine Farben oder den großen Ball zu geben. Er hat ein großmütiges Herz, mein Gemahl! Wirklich!«

»Nein, das glaube ich nicht«, entgegnete Hapu langsam.

»Muss ich wirklich zur Schule gehen, Vater?« Plötzlich brannte der Wein in seiner Kehle. »Vater? Ich will nicht in die Schule gehen! Die Söhne des obersten Gärtners sind in der Schule, und sie werden immer geschlagen! Die Schule ist etwas für dumme Kinder! Ich bin nicht dumm! Wenn ihr meint, dass der Gott meine Kegel nicht haben will, dann kann er meinen Hund aus Holz bekommen«, erklärte er hoffnungsvoll. Seine Eltern ignorierten ihn.

Er begann zu weinen, kroch über den Boden und kletterte auf Itus Schoß. »Mutter, schick mich nicht weg!«, schluchzte er und warf die Arme um ihren Hals. »Ich werde brav sein, das verspreche ich! Ich werde Hapsefa nie mehr ärgern und nie mehr weglaufen, wenn du mich rufst, und nie um Wasser betteln, weil ich nicht schlafen will!«

»Siehst du jetzt, was du angerichtet hast, Hapu?«, sagte sie vorwurfsvoll.

Ihr Mann stand auf, ging um den Tisch herum und hockte sich neben die beiden. Er legte die Hand auf den Kopf seines Sohnes und küsste die kleine heiße Wange. »Viele Jungen aus armen Familien können nicht in die Schule gehen, Huy, und dann bleiben sie ihr Leben lang arm, müssen Steine schleppen und Ziegel herstellen. Das verkürzt ihr Leben, zerstört ihren Körper. Und das alles nur, weil sie nicht lesen und schreiben können. Dein Onkel Ker hat deine Fähigkeiten erkannt und will alle Kosten für die Tempelschule in Iunu übernehmen. Das ist eine ungeheure Möglichkeit für dich. Die Priester sind berühmt für ihren Unterricht. Dort wohnst du mit vielen Jungen deines

Alters zusammen. Du wirst Freunde finden, und es wird dir gut gehen.«

»Aber ich will keine Freunde finden«, schluchzte Huy. »Ich habe doch schon eine Freundin! Ich brauche nicht noch mehr Freunde!« Sein Vater hielt seinen eigenen Becher an Huys Mund, und er trank trotz des Brennens in seiner Kehle in großen Schlucken.

»Du bezeichnest Ischat als deine Freundin, aber du bist garschtig zu ihr«, fuhr Hapu fort. »Du ärgerst sie. Du versteckst dich, wenn sie kommt und mit dir spielen will. Du bewirfst sie mit Spinnen.«

»Sie versucht, über mich zu bestimmen«, protestierte Huy. Der starke, unverdünnte Wein hatte ihn augenblicklich ruhiger gemacht. Er verspürte eine angenehme und völlig neue Taubheit, die sich in seinen Gliedmaßen ausbreitete. »Aber sie ist nur die Tochter einer Dienerin. Sie müsste tun, was ich sage.«

Hapu sah seinen Sohn ernst an. »Ich liebe dich, Huy. Aber es gibt Dinge, die ein Mann frühzeitig lernen muss. Wenn du das nicht tust, wird nie jemand mit dir spielen wollen. Du verdienst Ischat nicht.« Er stand auf. »Itu, bring ihn zu Bett. Und ich will nicht sehen, Huy, dass du die Kegel durch etwas anderes ersetzt hast, wenn du morgen im Tempel den Beutel öffnest.«

Huy heulte auf. »Aber ich will meine Feigen noch essen!«

Als Antwort ging der Vater um den Tisch herum, setzte sich wieder auf sein Kissen und goss sich Wein nach. Itu erhob sich mit Huy auf dem Arm. »Ich weiß, dass du recht hast, mein Gemahl«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Aber wie jede Mutter wünsche ich mir, er würde ewig ein kleiner Junge bleiben.«

Als alter Mann, in ganz Ägypten gefürchtet und verehrt und reicher, als es sich außer dem König keiner erträumen konnte, sollte Huy dereinst über diese Worte nachdenken. Doch jetzt stand er nur trotzig da, während seine Mutter ihn wusch und abtrocknete. Dann legte sie ihn in sein Bett und zog das Laken über ihn. »Kleiner Bruder«, sagte sie leise und benutzte den zärtlichsten Kosennamen, den sie kannte, »du wirst in der Schule Lesen und Schreiben lernen. Ich kann beides nicht. Du wirst klüger sein als ich. Ist das nicht schön?« Als Antwort drehte er

ihr den Rücken zu. Er hörte, wie sie seufzte, zum Fenster ging und die Läden schloss. Das gedämpfte Licht des Sonnenuntergangs verschwand. Sie kam zurück und küsste ihn aufs Haar. »Neben dem Bett steht Wasser«, sagte sie. »Du hast vielleicht Durst heute Nacht. Dein Vater hätte dir keinen starken Wein geben sollen, aber dadurch geht es dir besser, nicht wahr? Er weiß eben immer, was am besten für uns ist, Huy. Schlaf jetzt. Morgen ist dein Namensgebungstag. Freu dich darauf.«

Hapsefa kam herein, nahm die Waschschüssel mit dem schmutzigen Wasser mit und wünschte ihm gute Nacht. Endlich war er allein. Er drehte sich wieder auf den Rücken und starrte die Decke an. Der getünchte Putz wies mehrere interessante Risse auf, die sich über seinem Kopf schlängelten. In den meisten Nächten stellte er sich vor, einer davon sei der Fluss, und er würde auf ihm nach Norden segeln. Er war der Große Königliche Piratenjäger und verfolgte mit seiner Mannschaft die Lykier, versenkte ihre Schiffe und verschleppte sie nach Weset, wo ihn ein dankbarer König belohnte.

Heute Abend erschienen ihm in der zunehmenden Dunkelheit alle Risse wie Straßen nach Iunu, einer Stadt, von der Huy nur eine vage Vorstellung hatte und wo sich ein Tempel des großen Gottes Re befand. Er wollte gar nicht daran denken. *Vielleicht sollte ich weglaufen*, überlegte er. *Dann bekommt Vater Angst, und es tut ihm leid, und er lässt mich für immer hierbleiben. Aber wohin soll ich gehen? Zu Onkel Ker? Nein, Onkel Ker ist es ja, der die Schule für mich bezahlen will. Vielleicht weiß Ischat, wo ich mich verstecken kann. Sie wohnt mit ihren Eltern in der Hütte jenseits des Gartens, aber sie geht oft mit ihrem Vater auf die Felder des Onkels oder mit Hapsefa auf den Markt, um Fisch und Fleisch für uns zu kaufen.* Dann fiel ihm ein, was sein Vater über sein Benehmen Ischat gegenüber gesagt hatte. Er könnte wirklich netter zu ihr sein. Wahrscheinlich würde sie ihm aus Gehässigkeit nicht helfen, denn es machte ihm Spaß, sie zu ärgern und ihr Kreischen zu hören, wenn sie mit geschlossenen Augen einen Leckerbissen von ihm erwartete, er ihr aber stattdessen eine Eidechse oder einen Käfer in die Hand drückte.

Bei Tagesanbruch weckte ihn Hapsefa mit seinem Frühstück, das aus Obst, Milch und Brot bestand. Er bedankte sich pflichtschuldig, und nachdem sie gegangen war, starrte er es tieftraurig an. Auch der Anblick der Feigen, die irgendjemand, wahrscheinlich seine Mutter, zu den dunklen Trauben und den gelben herzförmigen Perseafrüchten gelegt hatte, die immer dann reif wurden, wenn der Fluss anschwellte, konnte ihn nicht aufheitern. Das Sesambrot war noch warm und troff von Butter. Er hatte keinen Hunger, doch er wusste, es würde einen Wirbel geben, wenn er nichts aß. Also trank er die Milch und kaute die Trauben. Die Feigen schob er an den Tellerrand und legte die Brotscheibe darauf.

Er blieb stumm, während er gewaschen und in seinen besten weißen Schurz gekleidet wurde. Seine Mutter trug weißes Leinen. Sie hatte ihr dunkles Haar geflochten und um den Kopf gelegt, und ein Nefer-Amulett schmückte ihren Hals. Nachdem sie Huys Sandalen gebunden hatte, schüttelte sie ein kleineres Amulett von ihrem Handgelenk und zog es über seinen Kopf, sodass es auf seinem Brustbein lag. »Der Ton wurde auf die richtige Weise gebrannt und rot bemalt«, sagte sie. »Möge es dir an deinem Namensgebungstag Freude und dein Leben lang Glück bringen. Ich liebe dich.«

Huy betastete die Darstellung eines Tierherzens samt Luftrohre und rang sich ein Lächeln ab. »Danke, Mutter.«

Sie sah ihn besorgt an. »Bist du immer noch verstimmt? Du kannst sowieso erst zur Schule gehen, wenn das Hochwasser zurückgegangen ist. Du hast also noch viel Zeit, mit den Fröschen zu spielen. Versuch, den heutigen Tag zu genießen. Wir müssen jetzt los. Dein Vater wartet sicher schon.«

Huy fühlte sich augenblicklich besser. Vielleicht hörte Isis einfach nicht auf zu weinen, und die Nilschwemme ging nicht zurück, sodass Hut-Herib eine Reihe von Inseln blieb. Das winzige Fischerboot seines Vaters würde nicht gegen die Strömung aus dem Süden ankommen, wenigstens nicht bis hinauf nach Iunu, und die Barke von Onkel Ker könnte auf einen Felsen laufen und leckschlagen. Die Lehrer der Tempelschule könnten irgendeiner schrecklichen Krankheit zum Opfer fallen. Oder der

Tempel selbst könnte einstürzen. Doch dieser ketzerische Gedanke erschreckte ihn so sehr, dass er nach der Hand seiner Mutter fasste.

Die Stadt Hut-Herib lag im Nildelta, zwischen zwei Flussarmen und auf einer Reihe von weitläufigen, flachen Anhöhen, die während des Hochwassers zu Inseln wurden. Östlich davon befand sich eines der größten Anbaugebiete des Landes. Es war so hoch gelegen, dass es mithilfe eines Systems zahlloser, sich kreuzender Kanäle bewässert werden musste. Es war mit Weizen-, Gerste- und Flachsfeldern sowie saftigen Weiden bedeckt. Schatten spendeten Dattel- und Dumpalmen und die weit verbreitete Sykomorenfeige. Die schwüle Luft war erfüllt vom Duft der zahllosen Blüten. In den Bäumen, in und an den Wasserläufen lebten Vögel und alle möglichen anderen Tiere. Hapu wohnte mit seiner Familie am westlichen Rand dieses fruchtbaren Gebiets, während die Stadt selbst zwischen seinem Haus und dem westlichen Flussarm lag.

Huy hatte noch nicht oft die Schiffe gesehen, die den Fluss befuhren, um Waren und Tribut nach Süden zu bringen, nach Mennofer, ins Zentrum der Macht. Bislang fand sein Vater, er sei zu klein, um mit den Leuten seines Onkels zu den Kais zu gehen. Dort überwachten die Männer das Einladen der Parfüme, die nicht nur an den Königshof geliefert wurden, sondern auch über das Große Grün in ferne Länder. Oder sie warteten darauf, die wertvollen Parfümingredienzien Zimt und Kassia in Empfang zu nehmen, die über das Meer herbeigebracht werden mussten.

Seine Eltern und er gingen langsam zum Tempel von Chenti-Cheti, gelegentlich nebeneinander, manchmal aber auch hintereinander auf den Deichen, die jedes Jahr vor der Überschwemmung errichtet wurden, um das lebenspendende Wasser und den nicht minder wichtigen Schlamm zurückzuhalten. Der Tag versprach heiß zu werden. Huy, der am liebsten seine Sandalen ausgezogen hätte, weil die Riemen zwischen seinen Zehen scheuerten, beobachtete neidisch die nackten Kinder, die in den vollen Kanälen planschten, während ihre Mütter ihre Wäsche auf die Steine schlugen und sich unterhielten.

Am Flussarm lagen die Häuser der Reichen, umgeben von hohen Lehmziegelmauern und geschützt von dichten Baumgruppen, deren lange Äste bis über die gestampften Wege hinter den Wohngebäuden hingen. Ker und Heruben hätten es sich leisten können, neben dem Bürgermeister zu wohnen, aber Ker wollte lieber in der Nähe der Blumenfelder leben, denen sein Einkommen entsprang.

Chenti-Chetis Schrein lag in der Nähe des großen westlichen Flussarms und war eine Oase der Ruhe im Lärm des Morgens. Der heilige Bereich, der von einer Mauer samt Tor umgeben war, bestand aus einem kleinen Rasen mit einer großen Sykomore mitten darauf, einem mit Steinen gepflasterten Weg, der zu der bescheidenen Tempelanlage führte, und der Hütte des Priesters daneben. Es war eine harmonische Anlage, auch wenn kein Pylon vor dem einzigen Hof stand, in dem sich die Gläubigen versammelt hatten, leise miteinander sprachen oder vortraten, um sich vor der Tür des Gottes in den Staub zu werfen.

Ein einzelner Wächter leitete den spärlichen Besucherstrom, und Huy sah sich interessiert um, als seine Eltern und er die Sandalen auszogen, um barfuß vor dem Priester zu erscheinen. Huy war noch nie hier gewesen. In seinem Elternhaus gab es einen bescheidenen Schrein mit Darstellungen von Chenti-Cheti, Amun und Osiris, den der Vater an den meisten Abenden für kurze Gebete öffnete, doch das hier war etwas ganz anderes. Hier beherbergte die steinerne Figur des Gottes als Krokodil die Seele des Gottes selbst. Dieses Heiligtum war seine Heimstatt.

Der Priester öffnete auf Hapus Klopfen und lächelte die drei an, die da in ihren besten Kleidern und mit einem Leinenbeutel, den Huy in der Hand hielt, vor ihm stand. »Also ist heute ein besonderer Tag?«, fragte er Huy. »Ist es der Jahrestag deiner Namensgebung?« Huy nickte. »Ist das dein Geschenk für Chenti-Cheti? Warte einen Moment, dann gehen wir zusammen zum Allerheiligsten.« Er verschwand und kam kurz darauf in ein langes weißes Gewand gehüllt und mit einer weißen Gerte zurück, an deren Spitze sich ein kleiner Krokodilkopf befand. »Gib mir deine Hand«, befahl er. Huy gehorchte.

Die beiden gingen über den Hof und durch die Doppeltür

aus Zedernholz, die offen stand, damit die Gläubigen das verschlossene Allerheiligste sehen konnten. Der Priester drehte sich um und schloss die beiden Türflügel, sodass Huy von Kühle und Dämmerlicht umfangen wurde. Nur vereinzelte Strahlen der Morgensonne fielen durch die Lichtschlitze oben unter dem Dach. Vor ihnen befand sich eine kleinere Doppeltür. Ehe der Priester sie öffnete, nahm er ein Räuchergefäß, das an der Wand lehnte, entzündete die Holzkohle und gab ein paar Stückchen Räucherharz hinein. Er fragte Huy nach seinem Namen. »Kennst du welche von den Dankgebeten?«, wollte er wissen, gab sich aber gleich selbst die Antwort. »Wahrscheinlich nicht, denn ich habe deine Familie hier noch nie gesehen. Also werde ich sie sagen, und du sprichst sie mir nach. Kannst du das?«

Huy nickte. Der dünne graue Rauch kräuselte sich in der Luft. Huy nahm den Geruch auf. Er gefiel ihm, war weder süß noch bitter. Der Priester sah, wie Huy den Hals reckte, um den Duft mit halb geschlossenen Augen einzusaugen. »Hast du noch nie Weihrauch gerochen? Deine Eltern gehen an den Feiertagen für Chenti-Cheti wohl nicht mit dir zum Schrein.« Der Priester seufzte. »Weihrauch wird nur an ganz besonderen Tagen benutzt. Er ist sehr teuer, denn er kommt von weit her, von dort, wo es nie regnet. In den mächtigen Tempeln von Iunu, Aptu und Mennofer dürfen sich die Götter jeden Tag daran erfreuen.«

»Ich soll nach der Nilschwemme in Iunu in die Schule gehen«, stieß Huy hervor. »Ich will aber nicht. Ich habe Angst.«

Der Priester setzte das Räuchergefäß vorsichtig auf den Steinboden, beugte sich zu Huy und legte eine Hand auf die schmale Schulter des Jungen. »Natürlich willst du nicht«, pflichtete er ihm bei. »Zu Hause ist alles vertraut. Da kennst du die Leute, die Zimmer in eurem Haus, jeden Winkel des Gartens. Und Iunu? So heißt eine Stadt, die du dir nicht vorstellen kannst, voll mit Leuten, die du nicht kennst, mit Fremden, die Dinge von dir erwarten, die du dir nicht zutraust. Nicht wahr?« Huy nickte kläglich. Die Hand umfasste sein Kinn. »Aber du wirst gehen, kleiner Huy, denn du bist kein Feigling und weil es in Iunu, auch wenn du das noch nicht weißt, so viel Spannendes zu sehen und zu tun gibt. Du musst dich vor nichts fürchten, nur vor den Bil-

dern in deinem Kopf, die dir weismachen wollen, wie unglücklich du sein wirst. Denn das tun sie doch, oder?«

Huy blickte in das freundliche Gesicht. »Ja«, flüsterte er, »das tun sie.«

»Nun, ein Stück weit stimmen sie auch.« Der Mann richtete sich auf. »Anfangs wirst du Heimweh haben. Du wirst dich sehr klein und ohnmächtig fühlen. Aber dann geschieht etwas Wunderbares. Du beginnst, die Geheimnisse des großen Gottes Thot zu verstehen, und alles ergibt einen Sinn.«

Huys Augen wurden groß. »Welche Geheimnisse?«

Der Priester nahm das Räuchergefäß wieder auf. »Stell deinen Beutel auf den Boden«, sagte er und legte Huys Finger um den langen Stab. »Halt es gerade«, mahnte er. »Weil heute dein Namensgebungstag ist, darfst du Ministrant sein. Die Geheimnisse von Thot beginnen mit der Beherrschung der heiligen Hieroglyphen, die er Ägypten geschenkt hat, damit wir nicht primitiv und unwissend wie die Tiere bleiben, sondern Würde und Edelmüt schätzen lernen und im Paradies unter dem Isched-Baum sitzen können.«

Das Räuchergefäß war nicht schwer, aber lang, sodass es für einen Vierjährigen nicht einfach war, es zu balancieren. »Meister, diese Worte verstehe ich nicht«, protestierte er.

»Ich spreche vom Lesen und Schreiben«, erklärte der Mann. »Du wirst diese Fertigkeiten in Iunu erlernen, und du kannst dich deshalb sehr glücklich schätzen. Wissen ist Macht, Huy. Vergiss das nie. Und ich möchte, dass du mir etwas versprichst. Ich möchte, dass du mir einen Brief schreibst, sobald du das kannst. Mein Name ist Methen. Wirst du das tun?«

Die Aussicht, nicht nur seinen Namen, sondern gleich einen ganzen Brief schreiben zu können, erschien Huy ebenso unwahrscheinlich wie die, eines Morgens mit Flügeln aufzuwachen, aber er nickte heftig. »Ich verspreche es.«

»Sehr gut. Wie lautet mein Name?«

»Du bist Methen, der Chenti-Cheti-Priester in Hut-Herib.«

Methen lachte. »Ausgezeichnet. Und jetzt werden wir beten.«

Methen öffnete den Schrein, warf sich vor der Figur darin zu Boden, erhob sich wieder und begann mit dem Dankgebet.

Mechanisch wiederholte Huy die Worte, während er das Abbild des Gottes fasziniert betrachtete. Die Chenti-Cheti-Figur war nicht sehr groß, kaum größer als der Priester, wenn sie nicht auf einem Podest gestanden hätte. Die winzigen schwarzen Augen blickten ihn nachdenklich an, die lange Schnauze war leicht geöffnet, sodass eine rote Zunge und weiß bemalte, spitze Zähne zu erkennen waren, die ziemlich böseartig wirkten. Nur zu gern hätte Huy mit dem Finger gefühlt, wie scharf sie waren.

Als Methen die Gebete beendete, merkte Huy schuld bewusst, dass er die Worte nachgesprochen hatte, ohne sich um ihren Sinn zu kümmern. Der Priester nahm ihm das Räuchergefäß ab. Hastig trat Huy vor, legte den Beutel mit den anstößigen Kegeln vor das Podest, hauchte einen ungeschickten Kuss in Richtung der bemalten Füße und kam wieder zurück. Methen leerte die Reste des Weihrauchs und der Holzkohle vorsichtig in eine Urne, lehnte das Räuchergefäß an die Wand und verbeugte sich vor dem Gott. Dann nahm er Huys Hand, ging mit ihm hinaus und schloss die Türen des Allerheiligsten wieder.

Das Sonnenlicht im äußeren Hof blendete Huy. Feierlich ging er zu seinen Eltern. »Ich will doch zur Schule gehen«, erklärte er hochmütig. »Ich werde die Geheimnisse von Thot erfahren.« Ihre Blicke suchten Methen, der auf seinem Amtsstab lehnte. Hapu zog die Augenbrauen hoch.

»Huy und ich hatten ein interessantes Gespräch«, erklärte der Priester. »Über die staunenswerten Dinge in Iunu und die Geschenke, die Thot unseren Vorfahren gemacht hat.« Sein Ton klang ein wenig warnend. »Euer Sohn ist sehr darauf erpicht, beides zu erleben. Ihr könnt sehr stolz auf seinen Eifer sein.«

Hapu legte ein kleines Knäuel Kupfer in die Hand des Priesters. »Für die Gnade des Gottes«, murmelte er. »Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, Meister, aber wir sind dir sehr dankbar.« Nach einer knappen Verbeugung wandte er sich zum Gehen, Itu und Huy folgten ihm.

»Wie ist es möglich«, fragte Itu gekränkt, »dass ein Fremder das erreicht und wir nicht? Meinst du, er hat Huy verhext?«

»Mach dich nicht lächerlich, Itu!«, fuhr ihr Mann sie an.

»Aber irgendwas hat er gemacht«, flüsterte sie. Schweigend machten sie sich auf den Heimweg.

Hapsefa hatte im Garten ein Festmahl mit Huys Lieblings Speisen bereitgestellt. Schüsseln mit Kichererbsen, Melonenschnitzen, Blattsalaten und Gurken standen einladend neben kaltem, gebratenem Inet-Fisch, frischen Datteln und Feigen, soeben gepflückten Trauben und saftigen, süßen Dum-Früchten. Huy stürzte sich auf eine Schale mit gerippten Schoten. »Bak-Kerne! Ist Onkel Ker hier?«

Hapsefa schlug seine Hand zur Seite. »Natürlich, wie sollten die Samen sonst hierherkommen? Du bist ein merkwürdiges Kind, dass du so wild darauf bist, die beißenden Dinger zu zermalmen! Dein Onkel und deine Tante sind im Obstgarten. Hast du dem Gott eine ordentliche Reverenz erwiesen? Dein Vater hat Ischat auch zu deinem Festessen eingeladen. Sei nett zu ihr, junger Herr. Hier – verscheuch die Fliegen, während du wartest.« Sie warf ihm einen Fliegenwedel zu und eilte davon.

Eine Weile machte es Huy Spaß, die Fliegen kurz bevor sie sich auf den anvisierten Leckerbissen setzen konnten, in der Luft zu erwischen, aber die Verlockung der Bak-Kerne war zu groß. Sein Mund war noch voll mit dem bittersüßen rettichähnlichen Geschmack, den Kerne wie Schoten aufwiesen, als sein Onkel und seine Tante durch das Tor zum Obstgarten traten.

»Huy, Liebling! Jetzt bist du vier! Die Götter haben unsere Gebete erhört und dich ein weiteres Jahr geschützt. Gib deiner Tante Heruben einen dicken Kuss!« Gehorsam ließ Huy sich an ihren mit modischem Schmuck behängten Busen drücken, küsste sie auf die Wange und sog ihr Parfüm ein. Seine Mutter hatte ihm erzählt, dass es das seltenste und teuerste Parfüm war, das sein Onkel herstellte, eine Mischung aus Zimt, Myrrhe und Cassia, die von weit her kamen und in Balan-Öl gelöst waren – etwas ganz anderes als der einfache Lilienduft, der Itu umgab. Auch dieses beliebte Parfüm kam von Onkel Ker, und Huy mochte es, weil sein Geruch bedeutete, dass sie in seiner Nähe war. Doch Tante Heruben roch nach fernen Orten, und das mochte er beinahe genauso gern.

Hapsefa kam mit einem Tablett zurück, und hinter ihr folg-

ten Itu und Hapu. Sie überreichten ihm den traditionellen Blumenstrauß. »Wir geben dir Leben, lieber Huy«, sagte Hapu.

Huy verbarg sein Gesicht in den kühlen Blüten. Alle liebten ihn, und irgendwie hatte der Priester Methen seine Ängste verschleucht. »Ich bin ein glücklicher Junge, nicht wahr, Mutter? Darf ich heute Wein trinken?«

Alle lachten. Hapu nickte, und Hapsefa machte beinahe eine Doppelverbeugung, um ihm das Tablett hinzuhalten. »Dattelwein, Traubenwein oder Schedeh?«, fragte sie. Neben den Bechern lag ein gefaltetes, makellofes Leinenstück. Hapsefa deutete mit einer Kopfbewegung darauf. »Und das ist mein Geschenk für dich. Ich habe es selbst genäht.«

Es war ein Hemdchen, auf der Vorderseite und um den runden Ausschnitt herum mit gelben Anch-Zeichen bestickt. »Wie Gold«, sagte Huy und stand auf, um hineinzuschlüpfen. Es fühlte sich weich auf seiner Haut an. Probehalter zog er die Schultern hoch. »Es gefällt mir sehr, Hapsefa. Vielen Dank.«

Angesichts seiner echten Freude brummte die Dienerin. »Dann versuch, es nicht schmutzig zu machen, und zieh es nicht an, wenn du dich am Teich in den Matsch legen willst.«

Er durfte sich als Erster den Teller füllen, und er tat es mit dem grenzenlosen Appetit eines Kindes. Erst als er schon fast satt war, fiel ihm ein, dass er noch nicht einmal an die Geschenke gedacht hatte, die ihm seine Verwandten sicher mitgebracht hatten. Sie unterhielten sich leise mit seinen Eltern über die auszubringenden Saattmengen und die Gründe für den kümmerlichen Ertrag der Alraunen. Huy lehnte sich zurück ins Gras und betrachtete verträumt das Spiel von Licht und Schatten im Laub über ihm.

Jemand tauchte neben ihm auf. Er wusste, wer es war, noch ehe er sich umdrehte und sah, wie sich Ischat rasch den Teller volllud. Hapsefa hatte ihre langen schwarzen Haare mit einer roten Schleife nach hinten gebunden, ihre zerkratzten Füße waren nackt. Sie beugte sich vor, um sich Fischstücke und Gurkenscheiben zu nehmen. Huy richtete sich auf. »Ischat, du kommst zu spät, doch ich höre nicht, dass Hapsefa schimpft.«

Mit ihren kräftigen weißen Zähnen biss sie einen Halbmond

aus einem Melonenschnitt und sah ihn aus den Augenwinkeln an. »Ich weiß«, antwortete sie. »Ich watete durch die Blumenbeete, während Vater die Dämme prüfte. Dabei bin ich gestolpert und hingefallen, sodass mein Schurz voller Matsch war.« Sie hob den Schurz über ihren Knien in die Höhe. »Ich musste ihn waschen, und er ist immer noch nass. Meinen anderen konnte ich nicht anziehen, weil er zu viele Flecken hat. Doch ich habe ein Geschenk für dich gefunden.«

»Ja?«

»Ich hätte es gern für mich behalten, aber ich bin viel netter als du, Huy, und deshalb habe ich beschlossen, dass du es haben sollst.« Obwohl sie erst drei Jahre alt war, wusste Ischat bereits instinktiv, dass Koketterie von der Kombination aus Zuckerbrot und Peitsche lebt. »Aber du bekommst es nur, wenn du mich nicht an den Haaren ziehst, sobald die anderen zum Nachmittagsschlaf hineingegangen sind.«

Huy musterte sie. An ihrem drahtigen kleinen Körper konnte sie unmöglich etwas versteckt haben. »Ich hasse dich, Ischat«, zischte er. »Du machst dich schon wieder über mich lustig.«

»Nein, aber du kannst warten, bis ich mit dem Essen fertig bin. Hat Mutter auch Dattelsaft herausgebracht? Sie will nicht, dass ich Wein trinke.«

Widerwillig reagierte Huy auf den Wink und gab ihr seinen Becher. Sie trank gierig, zog die Nase kraus und leckte den roten Rand von ihren Lippen. Dann zog sie ein Salatblatt unter dem Kichererbsenrest hervor, legte es neben sich ins Gras und setzte ihr Mahl fort.

Huy tat sein Möglichstes, desinteressiert zu erscheinen, doch seine Neugier war geweckt, und als Ischat schließlich ihre Finger in die Schale mit warmem Wasser tauchte, das bereits die Spuren der Erwachsenenhände zeigte, und dann am Schurz abtrocknete, war er kurz davor, böse zu werden. Sie schien zu spüren, dass sie eine Grenze erreicht hatte. Also griff sie neben sich, setzte etwas auf das Salatblatt und balancierte es vorsichtig auf ihrer Hand, die sie ihm hinhielt. Ihre Augen waren auf sein Gesicht gerichtet. »An deinem Namensgebungstag wünsche ich dir Glück«, sagt sie feierlich.